

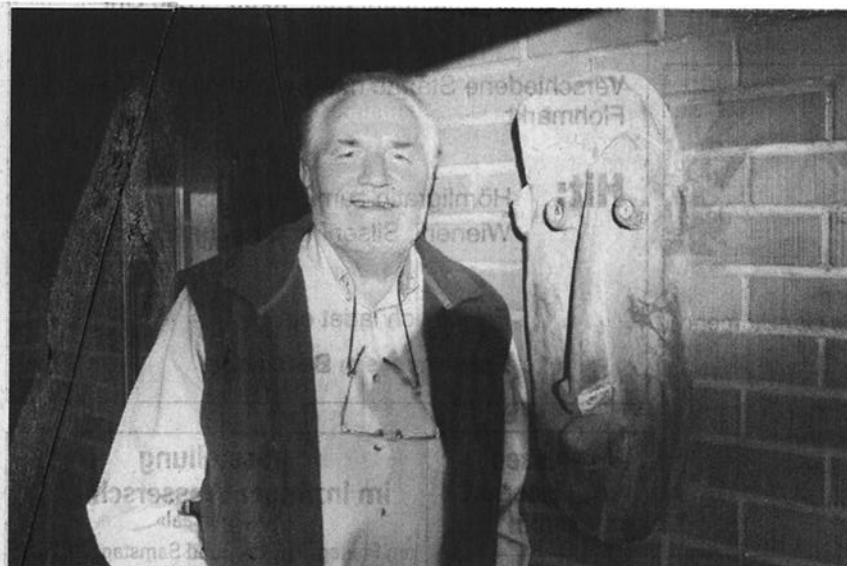
19. Nov. 2004

... Werner H. Stöcklin

me. «Eigentlich wohnen wir immer noch ein bisschen in Neuguinea», sagt Werner H. Stöcklin, als er die Tür seines Hauses öffnet und ins Wohnzimmer tritt. Überall stehen geschnitzte Holzfiguren in verschiedenen Grössen, an den Wänden hängen Masken, die mit Ornamenten bemalt und mit Muscheln und Pflanzenfasern geschmückt sind. Fast vier Jahre hat Werner Stöcklin zusammen mit seiner Familie in Papua-Neuguinea gelebt, als Arzt gearbeitet und sich mit der Medizin der Einheimischen, die damals «am Rand der Steinzeit» lebten, beschäftigt. Das ist inzwischen lange her, doch die Erfahrung hat Spuren hinterlassen und die Sehnsucht ist immer noch ein bisschen wach.

«Das Buch zu schreiben, war eine Möglichkeit, mit dieser Sehnsucht fertig zu werden», sagt Werner Stöcklin. Zwanzig Jahre nach seiner Rückkehr in die Schweiz erschienen seine Aufzeichnungen über die Zeit in Papua-Neuguinea als Buch mit dem Titel «Toktok», was auf Pidginenglisch oder Neumelanesisch «Bericht» bedeutet. Inzwischen sind noch einmal zwanzig Jahre vergangen und Stöcklins Sicht auf diese Zeit hat sich etwas verändert, was ihn zur Herausgabe einer Neuauflage bewegte. In den ersten zwei Auflagen hatte er den Schwerpunkt auf die Beschreibung des Dorflebens, der Glaubensvorstellungen, der Heilkunst und der Zaubereien der Papuas gelegt und auf seine ärztliche Tätigkeit in Buschspitälern in zivilisationsfernen Aussenstationen: zuerst im östlichen Hochland, dann am Sepikfluss und später in Maprik. Seine persönlichen Eindrücke und die Schwierigkeiten, die das Leben in tropischen Randgebieten für eine mitteleuropäische Familie mit drei, später mit vier Kindern mit sich brachte, oder gar der Kulturschock und der Tropenkoller kommen erst in der dritten, stark erweiterten Auflage zur Sprache, die kürzlich erschienen ist. Hier finden sich in einem ausführlichen Anhang unzählige Geschichten und Anekdoten, die bis anhin höchstens zwischen den Zeilen zu erahnen waren.

«Aus zeitlicher Distanz lockerte sich die selbst auferlegte Zensur», sagt Stöcklin. Wie er und seine Frau die Jahre in Papua-Neuguinea persönlich erlebten,



«Eigentlich wohnen wir immer noch ein bisschen in Neuguinea.» Werner H. Stöcklin auf dem Balkon seines Hauses in Riehen.

Foto: Sibylle Meyrat

floss vor allem in die Briefe ein, die sie nach Hause schrieben – an Verwandte, Kollegen und Freunde. Eine Auswahl davon wurde nun in die dritte Auflage von «Toktok» aufgenommen. Hier werden auch die Schattenseiten des Tropentraums sichtbar: Die Leser erfahren von Krätzmilben, Läusen und Fieberschüben, die die Abenteurer befielen, von der Trockenzeit, von Ratten in den Wänden und von einer frommen Lehrerin, die den Söhnen weismachte, Dinosaurier habe es nie gegeben, die Knochen seien von Satan in den Boden gelegt worden. Als einstiger Schüler von Prof. Adolf Portmann habe er schon etwas Mühe gehabt, seinen Schnabel zu halten, so Stöcklins Kommentar. Aber sie hätten ja noch die Basler Schulbücher, den täglichen Privatunterricht seiner Frau und einen hilfsbereiten Lehrer in Riehen gehabt. Der habe noch an die Dinosaurier geglaubt.

Dass er später einmal in die Tropen reisen wollte, wusste Werner Stöcklin schon als Bub. Damals entzündeten sich seine Phantasien an seinem Stoffelefanten und am «Batzennerli» in der Sonntagsschule. Seinen Traum, Ethnologe zu werden, verschob er auf später und beschloss, zuerst einen «Brotheruf» zu lernen. Beide Eltern waren Ärzte, so sei die Berufswahl nahe gelegen. In Basel bot sich die Gelegenheit, parallel zum Medizinstudium auch Ethnologie

zu studieren – eine ideale Voraussetzung, um später als Tropenarzt zu arbeiten. Zunächst ging es aber westwärts: Nach dem Studium fuhr er zusammen mit seiner Frau in die USA, wo er ein «Rotating Internship», eine vielseitige Assistenz Ausbildung, absolvierte. Von Amerika aus bewarb er sich an verschiedenen Spitälern in Afrika, bekam aber nur Absagen. Das war 1961, als die politische Lage in den meisten afrikanischen Ländern sehr instabil war.

Dem Rat seines Ethnologieprofessors folgend, versuchte er es bei der australischen Regierung, der damaligen Verwaltungshoheit in Papua-Neuguinea. Nach einem langen Papierduell bekam er einen Arbeitsvertrag für zwei Jahre als «Medical Officer» im Gesundheitsdienst von Papua-Neuguinea. Diese Arbeit gefiel ihm so gut, dass er später, nach fünfjähriger Assistenzzeit am Basler Kinderspital, mit seiner Familie in den «Busch» von Papua-Neuguinea zurückkehrte und anderthalb Jahre lang das Regierungsspital von Maprik samt riesigem Einzugsgebiet ärztlich betreute.

Im Kontakt mit den Einheimischen lernte er Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit kennen, die dem westlichen Denken ebenso fremd sind wie ihre Behandlungsmethoden. Bei näherer Betrachtung habe sich jedoch gezeigt, dass viele Erklärungsversuche selbst

von «Zauberkrankheiten» eine innere Logik haben, wenn sie im kulturellen Zusammenhang gesehen werden, in dem sie entstanden sind. Ausserdem würden in der traditionellen Heilkunst Substanzen verwendet, deren Wirksamkeit unbestritten ist. Auch kleinere Operationen würden erfolgreich durchgeführt.

Dass Stöcklin sich für diese traditionellen Heilmethoden interessierte und es auch zulies, dass sie auf dem Gelände der von ihm betreuten Spitäler ausgeführt wurden, baute bei den Einheimischen die Angst ab, sich fern von ihren Dörfern behandeln zu lassen. Sie zeigten sich gegenüber westlichen Methoden und Untersuchungen aufgeschlossen, vertrauten letztlich aber mehr auf ihre eigene Medizin. «Wenn ein Patient gesund wurde, nachdem er sich gleichzeitig von mir und seinem Heiler behandeln liess, wurde meistens angenommen, dass es die traditionelle Behandlung war, die ihn heilte», sagt Stöcklin. Das Wissen, das er sich in Neuguinea über verschiedene Krankheiten und Heilmethoden aneignete, gab er später am Tropeninstitut in Form von ethnomedizinischen Vorlesungen weiter. Auch nach seinem zweiten Aufenthalt in Papua-Neuguinea packte ihn hie und da das Fernweh. Erst als er in Riehen eine eigene Praxis für Pädiatrie und Tropenmedizin führte, wurde er etwas sesshafter. In den Ferien waren aber immer noch grosse Reisen angesagt. Jetzt kam endlich auch Afrika zum Zug. «Inzwischen beschränken wir uns mehr auf Europa», sagt Werner Stöcklin. Der Kontakt zu Papua-Neuguinea ist über vier Jahrzehnte lebendig geblieben: in Form von Briefwechseln mit ehemaligen Mitarbeitern, in Form von Bekannten, die vor und nach ihren Reisen auf die ferne Insel bei ihm vorbeikommen. Und in Form der Skulpturen, Bilder und Masken, denen er täglich in seinen eigenen vier Wänden begegnet. «Viele können das nicht verstehen, aber ich möchte mich nicht davon trennen», sagt Werner Stöcklin. Das Holzkrokodil mit den Muschelaugen, das neben dem Sofa steht, scheint zu lächeln.

Werner H. Stöcklin: «Toktok. Am Rande der Steinzeit auf Neuguinea», 3. Aufl., Friedrich Reinhardt Verlag, Basel, 2004. 267 S. mit zahlreichen Abbildungen, Zeichnungen, Karten, inkl. Anhang «Briefe aus Busch und Sumpfs», Fr. 38.–